

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 7 (1927-1928)
Heft: 4

Artikel: Briefe des Zürcher Stadtrats Wilhelm Meyer an Johann Ulrich v. Salis-Soglio, weiland Sonderbundsgeneral
Autor: Meyer, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-156423>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kommen. Ich sage das durchaus nicht im Tone oder Sinne des Vorwurfs: diese unsere Generation ist sicher so gut und besser als es ihr die vorhergehende Generation zu sein erlaubte..! — Hier aber liegt das Einzige, was ich in der Schweiz in dieser Sache zu tun sehe: Die Auslösung einer großen, umfassenden, leidenschaftlichen Jugendbewegung zu Gunsten der Vereinigten Staaten von Europa, zu Gunsten der großen einheitlichen Menschheitsprobleme unserer Zeit. — Je rascher die Organisation dieser Bewegung an die Hand genommen wird, umso besser. — Alles andere scheint mir in der Schweiz nur Kraft- und Zeitverschwendungen zu sein."

Das ist der Weg: über die Jugend führt er in die Zukunft. Unsere Generation werden wir nicht mehr oder nur in geringem Maße ändern können; aber die Jugend gilt es zu neuen Taten aufzurufen. Die Jugend gilt es aus der bequemen Bahn althergebrachter Tradition herauszureißen und ihr die neue, schwere, aber segensreiche Arbeit zu zeigen, die ihrer harrt, auf daß sie sich selbst ein neues, schöneres, wohnlicheres Haus zu bauen vermöge, als dasjenige, das wir ihr zu bauen vermochten. Alle die, denen diese Jugend selber noch im Herzen brennt, sind vom Schicksal mitbestimmt zur erlösenden Tat!

Briefe des Zürcher Stadtrats Wilhelm Meyer an Johann Ulrich v. Galis-Goglio, weiland Sonderbundsgeneral.

(Fortsetzung.)

Zürich, den 8. August 1866.

Die politischen Manöver Bismarcks, Napoleons und anderer großen Thiere müssen demnächst ungemein interessant werden. Bereits mag Bismarck Bedenken tragen, die norddeutschen Dynasten sans facon abzuschaffen. Thut er das aber nicht, so bleiben sie dem Preußenthum, man mag ihre Landschaften noch so beschneiden, ein steter Pfahl im Fleische. Es wird und muß eine Zeit kommen, da ein Theil von Süddeutschland oder das ganze sich wieder an Österreich anlehnen wird. Vorher kann allerdings noch manches erlebt werden, die Franzosen in Berlin, gleichzeitig die Österreicher in Breslau... Aber wehe Österreich, wenn es in seiner erbärmlichen Eifersucht auf Russland verharrt, und sich von Napoleon nach jener Seite hin wiederholt am Narrenseil schleppen läßt.

Es gibt hier einsichtige Leute, welche einen großen Theil des Unheils dem Gesandten in Paris, Fst. Metternich, beimesse, den sie für einen Intrigant, aber nicht für einen Diplomaten und Staatsmann halten.

Daran ist kaum zu zweifeln, daß jeder große und kleine Monarch in Deutschland jetzt 2 Dinge einführen wird: 1. Bündnadelgewehre und 2. einen Bismarck, der die Landstände und Konsorten maltraitirt, die Zeitungsschreiber ins Loch steckt und ähnliche Künste versucht. Das kann

dann wieder allerlei Querstriche in die politischen Kombinationen bringen, wenn die Armeen einmal auf den Friedensfuß gesetzt sind und die Steuern dennoch erhöht werden müssen. Ich hätte lieber gesehen, wenn der Krieg wenig Menschen gekostet und dagegen recht viel Eisenbahnen und Hochmuthsbauten aller Art in Millionenstädten zerschlagen worden wären. Daß es nicht in dem Maße geschah, als es hätte geschehen können und sollen (aus Rücksichten der Kriegs-Raison), das hat vielen tausend braven Soldaten mehr das Leben und die gesunden Glieder gekostet.

Zürich, den 4. September 1866.

Ich muß nach allem, was ich lese und höre, schließen, daß es schon im nächsten Frühjahr wieder losgehen wird. Denn selbst wenn Napoleon nicht Lust hätte, mit Preußen anzubinden, so wird Bismarck mit Annexieren so dreinfahren, daß den Franzosen die Geduld ausgehen wird. Man hat mir versichert, Bismarck habe Napoleon Belgien versprochen und jetzt sein Versprechen zurückgezogen oder abgeläugnet...

Ein starkes Deutschland kann er schaffen, aber wohl haben Sie Recht, wenn Sie fragen: Wo bleibt die Freiheit?..

Den König von Sachsen und den Großherzog von Hessen wird er so eujoniren, daß sie sich noch von ihm die Erlaubnis erbitten werden, ihre Kronen niederzulegen. Den andern bleibt dann die Wahl zwischen einem Bündnis mit Frankreich und Österreich oder der Bitte an den König von Preußen, sich zum deutschen Kaiser ausrufen zu lassen. Thun sie das letztere, so sinken sie zu mediatisirten Fürsten hinab; schließen sie sich an Frankreich an, so bezeichnet sie ihr eigenes Volk als Hochverräther an der deutschen Sache und Preußen deposseirt sie. Verbünden sie sich mit Österreich, dann ist es ein klarer Bruch des jetzigen sauberer Friedens und Preußen mit Italien gehen wieder hinter Österreich her. Russland ist jetzt schon durch Anweisungen auf die untere Donau oder gar auf Galizien gefördert...

Zürich, den 23. Oktober 1866.

Mein hochverehrter Herr General,

Die wiederholten Mittheilungen, die ich von Ihnen empfangen, sind mir von vielsachem Interesse gewesen, namentlich alles, was Sie mir über Bayern, dessen Verhältnisse Ihnen so genau bekannt sein müssen, geschrieben haben, und ich danke Ihnen dafür recht sehr. Ich bedaure nur, Sie nicht meinerseits mit etwas interessantem — geschweige erfreulichem — unterhalten zu können.

Viel Redens macht Bluntschlis Flugschrift. Sie liest sich sehr angenehm, besonders hat mich die Schilderung der deutschen Provinzial-Individualitäten sehr angesprochen und man sieht, daß er sich bestrebt

hat, ein richtiges Urtheil über die Stimmung der verschiedenen Landestheile und Volksklassen sich zu bilden, denn er verschweigt sogar nicht, daß der Bauer in dem schlechtregirten Kurhessen lieber den bisherigen Zustand beizubehalten als preußisch zu werden wünschte. Die schwächste Seite von dieser Schrift scheint mir die Behandlung der Schweiz und die Trostsprüche für diese zu sein, und man wird versucht, daran zu zweifeln, daß er mit einem schweizerischen Herzen so gelassen der Zukunft der Schweiz entgegensehen könne. Im Gegensatz zu Bluntschlis Broschüre schreibt mir der wackere Rudolf Steiger (jetzt allié Fischer von Eichberg):

Ce qui me vexé le plus, c'est le triomphe de cette insolente Prusse que je voudrais pouvoir exterminer et faire disparaître de la surface de la terre. D'un autre côté est il peut-être un bonheur pour l'Allemagne et pour nous que de voir la révolution désormais en face d'un gouvernement auquel on ne peut refuser la vigueur. Nos radicaux sont évidemment générés par le voisinage de cette Prusse qui à l'heure qu'il est, étend bel et bien ses bras jusqu'à Bâle.

Leider kann ich mich mit dem Schluß nicht einverstanden finden, denn ich glaube nos radicaux sont de vilains jeanf..., welche in der Centralität und großstaatlichem Treiben den Fortschritt suchen und sich bereit finden werden, für Stellen und Orden und Geld zu Kreuz zu kriechen, und ohne Widerstand sich annexiren zu lassen.

Ich schließe noch mit meinem Danke für die hier zurückfolgenden Bücher und verbleibe

Ihr ergebener

W. Meyer.

Zürich, den 19. Januar 1867.

Wir leben in einer Zeit der Überraschungen. Man redet allenthalben vom „Zerfallen“, vom „Auseinandergehen“, das ist der bezeichnende Ausdruck. Dies Schicksal weissagte man vor wenigen Jahren der preußischen Monarchie, jetzt prophezeit man es mit der größten Zuversicht der Österreichischen, und vor ein paar Tagen sprach ein Mann, der kein großer Politicus, aber ein verständiger Geschäftsmann ist, welcher Land und Leute kennt, ein ähnliches Wehe! über das neue Königreich Italien aus, es werde „auseinandergehen“. Der Türkei ist es längst verheißen. Spanien äußert ein Bauchgrimmen, welches ähnliches besorgen läßt...

Mais que diable ferons nous de Constantinople, rief Kaiser Joseph aus, als man im Reisewagen sich fröhlich über die türkische Theilung unterhielt, und — alles ward still. Jetzt kann man fragen, mais que diable fera-t-on de Vienne? vorausgesetzt, daß wir vorher das allerschwärzeste vorhersehen, z. B. Mähren und Sachsen in Preußen incorporirt, Böhmen dem König Johann verliehen, Tirol, Salzburg, Ober-

österreich an Bayern, Galizien von Russland eingesetzt, die Ungarn und Kroaten sich wie zwei Heerden wilder Schweine im Dr... wälzend. Ich frage in erhabener Ruhe: Que diable ferons-nous de Vienne?

Wenn es Österreich noch so schlimm geht, fressen kann man es nicht und am Ende kommt es doch noch darauf hinaus, daß das ganze Donaugebiet oder wenigstens Deutsch-Österreich mit einem Stück Ungarn sich mit Süddeutschland enge verbinden wird. Wollte man Österreich an Bayern verschenken, so wäre umgekehrt Bayern an Österreich verschenkt, denn der kleine wird bei Annexionen im größeren aufgehen, nicht der größere im kleinen...

Ihr ergebener

M.

Zürich, den 25. Februar 1867.

Unter den souverän gebliebenen deutschen Monarchien bleibt das alte Elend. Sie sind aufeinander eifersüchtig und werden beim ersten Eintreten einer neuen Krise, wenn sie sich nicht freiwillig Preußen gebunden in die Hände liefern, sans facon deposseirt werden.

Die Energie, mit welcher Preußen die norddeutschen Staaten zu einem festen Körper zusammenschweißt, ist etwas in Deutschlands Geschichte unerhörtes. Der Bundesfeldherr ist in der That mächtiger als je ein römisch-deutscher Kaiser gewesen und ich glaube, wenn ihn das Gelüsten ankommt, sich zum Kaiser der Deutschen ausrufen zu lassen, so darf er es keck wagen...

M.

Zürich, den 14. Februar 1868.

Mein verehrter Herr und Freund.

Die politischen Bewegungen in unserem Kanton gehen mir nicht sehr zu Herzen. Ich habe seit etlichen Jahren ihrer Entwicklung zugesehen und unsern Hochmuthsfortschrittler damit gedroht, bin aber ausgelacht worden. Jetzt sind diese Herren über die Maßen am Boden und fürchten an den Bettelstab zu kommen. Einige machen auch bereits den neuen Prätendenten die Cour. Ich denke, wir werden einen Schelm an einen Dieb tauschen. Nur in dem Falle, daß es in Frankreich losginge, könnte die Sache sehr böse werden. Wie ich aber höre, hat es dort seit drei Monaten viel gebessert. Überrascht hat mich dennoch bei uns die große Stimmenzahl für die Verfassungsrevision. Viele schwankten zwischen den beiden Eingebungen für die Revision: Es ist nichts dabei zu verlieren. Wider dieselbe: Es ist nichts dabei zu gewinnen und entschieden sich dann, mit dem Strom zu schwimmen, damit weniger Eifer und Parteiung entstehe. Nun enthält das Programm der Bewegungsmänner solche Ausschreitungen, daß, wenn es vollständig zur

Ausführung käme, die Abgaben bis auf 2 Procent vom Vermögen der Begüterten ansteigen müßten, ein Zustand, der kaum ein Jahr anhalten und neuen Revolutionen rufen würde. Ich selbst habe gegen die Revision, hingegen eventuell für einen Verfassungsrath gestimmt, weil, während dieser operiert, Zeit gewonnen wird, die Gemüther sich abführen können und wenn die Sache sich zum Schlimmen wenden sollte, man sich vorsehen kann, sich so gut es geht aus der Affaire zu ziehen...

Herzlich grüßt Sie Ihr treu ergebener

W. Meyer-Ott.

Zürich, den 30. September 1868.

Sie würden mich sehr wenig gekannt haben, mein hochverehrter Freund, wenn Sie mich in militaribus für mehr als einen Subalternen von mittelmäßiger Brauchbarkeit taxiert hätten. Zu befehlen habe ich nie verstanden; ich galt für einen guten Hauptmann, weil ich artig manövriren konnte, eine helle Stimme hatte, einen stattlichen Backenbart trug und eine fröhliche Haut war, von Obern und Untern wohl gelitten. Dann galt ich für einen halben Gelehrten, weil ich wußte, daß der 30-jährige Krieg nicht nach, sondern vor dem 7-jährigen gewesen, weil ich wußte, wie viele Regimenter diese und jene Armee zähle und mit Kunstausdrücken als Strategie, Taktik, Basis, Operationslinie nicht übel um mich hieb beim Schöpplein. Eine Compagnie ins Feld zu führen, hätte ich mir im Nothfall getraut in der Hoffnung, durch die Erfahrung im Feld selbst mir noch die abgehende Fertigkeit und Sicherheit und Ruhe zu erwerben. Zu einem Archivar oder Registrator hätte ich mich mit Leichtigkeit ausgebildet. „Dieser Mann lebt immer in der Vergangenheit, in der Zukunft nie!“, sagte von mir der gescheide und gewandte Staatsmann und Finanzentödter weiland Eduard Sulzer...

Leben Sie wohl. Lassen Sie die Welt böse sein, sie war es von jeher. Aber gute treue Freunde hat es auch immer gegeben und zu den Ihrigen zählt sich

Ihr W. Meyer.

Zürich, den 3. März 1869.

Nächsten Montag kommt der Verfassungsrath wieder zusammen zur zweiten Berathung des Entwurfes und schließlicher Vorlage desselben an den Souverän. Die Geldmenschen schlöttern vor Furcht und Bittern: „Wir bekommen, sagen sie, ein Fazh'sches Regiment wie die Genfer.“ — „Pah, sagte ich, unsere reichen Herren werden sich auch darein zu finden wissen, so gut als die reichen Genfer, welche bei allem scheinheiligen Seufzen über den Untergang des alten Genf dem Fazh zu seinem Schwindel recht gerne ihr Geld um ein billiges Zinslein dar-

gestreckt haben.“ — Das wurde mir nicht nur zugegeben, sondern bestätigt mit den Worten, ein Genfer Banquier habe in Zürich selbst sich ausgesprochen: „James Fazy a doublé nos capitaux.“ Als ich aber einmal sagte, wir haben ja schon längst unsfern James Fazy, vor welchem alle kriechen, nämlich den Alfred, so nahm man mir es sehr übel auf. Und darum lasse ich nun den Sachen ruhig ihren Lauf

und somit Gott beföhren

Ihr

M.

(Schluß folgt.)

Johannes von Müller.

Von Paul Requadt, Heidelberg.

Unter den Marmorbüsten der Regensburger Walhalla, diesem romanischen Versuch Ludwigs von Bayern, ein nationales Pantheon zu schaffen, steht das Bildnis Johannes von Müllers, des klassischen Geschichtschreibers der Goethezeit. Er selbst, gewohnt mit den Großen seiner Epoche auf gleichem Fuße zu verkehren, nannte dem König die Namen, die würdig schienen, diesem erlauchten Kreis der Geister anzugehören; daß auch er darin aufgenommen wurde, mochte ihm die Erfüllung eines Wunsches bedeuten, der ihn schon als Jüngling enthusiastisch bewegte. Denn nicht den Bedürfnissen des Tages lieh er seine Feder, mit ehernem Griffel dachte er die Taten der Vorzeit einzuziehen in die Bücher der Geschichte, wie es seinen Meistern Tacitus und Thukydides gelungen war. Aber weder die marmorne Wucht seines Stils noch sein weites Wissen, mit dem er die Geschichte der Völker umspannte, sicherte ihm den Platz im Bewußtsein der Nachwelt. Entfremdet dem lebendigen Gefühl der deutschen Nation, seitdem er am Friedrichstag des Jahres 1807, in der schwersten Zeit der preußischen Monarchie, vor der Akademie sich als Gefolgsmann Napoleons bekannt hatte, starb er bald einsam, resigniert hingegeben dem Weltgeschehen, das ihn allzu mächtig bedrängte. Die freundschaftliche Verehrung, die Goethe Johannes von Müller zeitlebens bewahrte, und die zarten Worte, die er dem Toten nachsandte, vermochten nicht sein Andenken zu reinigen. Seine Persönlichkeit blieb behaftet mit dem Makel des Verrats, sein Werk wurde schnell überholt von der großartig sich entwickelnden Geschichtschreibung eines Niebuhr und Ranke, und in der Kunst seiner Darstellung sah man fühlen Klassizismus, die sentimentalische Steigerung eines Menschen des späten Rokoko, nicht die dichte Gefülltheit der klassischen Sprache Goethes. Heine bereits spricht von ihm als einem Bielgenannten, doch wenig Gelesenen: der Geschichtschreiber, den die Klassiker geehrt, den die Romantik gefeiert hatte, wurde vergessen.

Wenn wir es dennoch wagen, seine rätselvolle Gestalt der Gegenwart zu deuten, so berufen wir uns nicht auf seine Werke, die „Ge-